

Wildnis, Technik und paar Dinge dazwischen

Thomas Mülitzer

Es ist ein seltenes Glück, einen SUV in seinem natürlichen Habitat betrachten zu können. Athletisch gleitet er über voralpines Gelände und zeigt sich unbeeindruckt von Schotter, Schlamm und allem, was sonst noch unter die Räder kommen könnte. In meiner Hood in Salzburg-Schallmoos kennt man den SUV als fauchendes Asphaltungetüm, ein Rudeltier, das an roten Ampeln lauten Gangsterrap von sich gibt und sich mühsam in zu kleine Parklücken quetscht. In freier Wildbahn jedoch kann er sich autonom bewegen und alle Einschränkungen hinter sich lassen. Ich sitze in einem modernen Modell, das ausnahmsweise für das benutzt wird, wofür es gebaut wurde: Der Allradantrieb ist zugeschaltet, wir fahren in unwegsames Gelände. An diesem Montag Mitte Juli schwingt sich der Sommer zu einem neuen Höhenflug auf, für die kommenden Wochen werden Rekordwerte erwartet. Eine Hitzewelle ist im Anmarsch, wie sie das Land seit Jahren nicht erlebt hat. Eine Nationalpark-Rangerin sitzt am Steuer, im Radio spielen sie einen Klassiker nach dem anderen: Beatles, Beach Boys, STS. Noch besteht unser Untergrund aus Asphalt, aber die Straße, die sich neben der Krumpfen Steyring durch die Landschaft schlängelt, wird schmaler und ihr Zustand schlechter. Auf den Asphalt folgen Schotter und schädelgroße Schlaglöcher. Wir umkurven die Hindernisse und nähern uns unserem Ziel, dem Bodinggraben.

Zwei Wochen lang werde ich den Nationalpark Kalkalpen auf eigene Faust erkunden und mich fernab urbaner Ablenkungen der Naturbetrachtung und dem Schreiben widmen. Diesen Sommer fliege ich nicht nach Koh Samui, Barcelona oder Miami – ich gehe auf die Alm. Ich werde auf Instagram keine Fotos von Sandstränden, Streetart und Skylines posten, sondern von Kühen, Bächen und Brettljäusen. Oder ich poste gar nichts, weil zu meinem Erschrecken muss ich feststellen, dass ich bereits einige Kilometer außerhalb von Molln, unweit der Zivilisation, kein Internet

empfange. Aber da ich unter anderem hier bin, um Content für die Social-Media-Kanäle des Nationalparks zu produzieren, gehe ich davon aus, dass für jeden technischen Komfort gesorgt sein wird. Ich hole meinen Rucksack aus dem Kofferraum des Geländewagens, denn jetzt geht es per pedes weiter. In den letzten Wochen habe ich mich ganz gut vorbereitet: Ich bin auf Gipfel im Salzburger Seenland gestiegen, habe Bücher von Thoreau und Krakauer hervorgekramt und auf YouTube gelernt, wie man ein frisch erlegtes Reh zerteilt. Um mein bisher kaum vorhandenes Pflanzenwissen auf die Probe zu stellen, zeigt die Rangerin auf einen Baum und fragt mich nach seinem Namen. Ich antworte lässig und mit absoluter Gewissheit, denn für einen Naturburschen wie mich, geboren und aufgewachsen im Innergebirg, ist das alles andere als eine schwierige Prüfung. Als passionierter Baumkraxler und Sohn eines waschechten Bergfex bin ich quasi Baumexperte von Geburt an. Da gibt es nichts zu überlegen – ich weiß, was für ein Baum das ist. Welch lächerliche Frage an einen Spezialisten! Ich streiche mit meinen Fingern über die Rinde und gebe mein Fachwissen zum Besten. Die Rangerin grinst – mit der Antwort „Laubbaum“ gibt sie sich nicht zufrieden. Ich habe anscheinend noch einiges zu lernen. Nachdem wir die normalerweise eineinhalbstündige Wanderung mittels mehrerer Umwege und Exkursionen auf einen siebenstündigen Fußmarsch ausgedehnt haben, kommen wir nassgeschwitzt auf der Schaumbergalm an. Die erst vor einigen Jahren erbaute Hütte wird meine Heimat für die nächste Woche sein. Bevor ich in eine Selbstversorgerhütte auf der anderen Seite des Tals einziehe, erwarten mich hier ein komfortables Bett, eine moderne Dusche, Strom und die Hüttenwirtin Waltraud, von deren hervorragenden Kochkünsten ich mich dreimal am Tag überzeugen kann. So viel Luxus habe ich nicht erwartet!

Ich muss ein Geständnis ablegen: Ich bin ein Junkie. Und das Schlimme daran ist, ich habe das bis vor kurzem noch nicht einmal gewusst. Wie selbstverständlich habe ich mein Smartphone aus der Hosentasche

gezogen und wollte – na was wollte ich eigentlich? Sinnlos durch meinen Facebook-Newsfeed wischen, eine Instagram-Story mit Superzoom posten, meine Mails checken? All das und was man halt sonst noch so macht, wenn der Geist für einen Moment abschweift und die Finger unbewusst über den Touchscreen streichen. Die jungen Hipster, die einem hübschen Mädchen gegenüber sitzen und dabei in einen kleinformatischen Bildschirm starren, habe ich immer bedauert, und die Leute, die sich den Fußweg von ihrem Navi diktieren lassen und gedankenverloren auf den Gegenverkehr zusteuern, immer auflaufen lassen. Aber dass ich selbst Opfer dieser technologischen Teufelei werde, hätte ich nicht gedacht. Umso schmerzlicher ist die Erkenntnis, dass die Abgeschiedenheit eine ungeahnte Herausforderung werden könnte. Waltraud serviert Hollersaft und als das Gespräch kurz zur Ruhe kommt, machen meine Finger, was sie immer machen, und schon habe ich das schwarze Ding in meiner Hand und halte es prüfend in den Himmel. Ich gehe ein paar Schritte, strecke mich, entferne mich von der Hütte und strecke mich noch mehr, mache die übelsten Verrenkungen, aber es hat keinen Sinn: Es gibt keinen Empfang. Nervös erkundige ich mich bei der Wirtin. Ohne Mobiltelefon eines bestimmten Anbieters habe ich hier keine Chance. Ob ich das denn nicht gewusst hätte? Sogar sie benötige mit ihrem Handy eine Art Signalverstärker, und auch der funktioniere nur in einer bestimmten Ecke in der Küche. Langsam dämmert mir das schreckliche Ausmaß dieser Aussage: zwei Wochen kein Internet! Dass es auf der Alm kein WLAN geben würde, war mir im Grunde klar, aber mobile Daten senden und empfangen zu können ist auf diesem Kontinent in diesem Jahrhundert wohl nicht zu viel verlangt! Im selben Moment muss ich über meine Abhängigkeit lachen: Sind die Grundbedürfnisse erst einmal gedeckt, werden sinnlose Spielereien überlebenswichtig. Gäbe es keine Dusche und keine Waltraud, hätte ich mit Sicherheit andere Probleme.

Zwei Wochen offline zu sein ist unvorstellbar in einer Welt, in der man immer up to date sein will. Was noch dazu kommt, ist die Tatsache, dass

ich niemandem gesagt habe, dass ich die nächsten Wochen nicht erreichbar bin. Ich denke an meine Eltern, die voller Sorge um ihren in der Wildnis ausgesetzten Sohn ausharren, an meine Freundin, die sich bestimmt flehentlich nach mir sehnt, den Tontechniker meiner Band, der auf mein Feedback für einen Mix wartet, Mitarbeiter, die ohne meine Instruktionen taten- und ideenlos im Büro herumlungern und so weiter und so fort. Mich wundert tatsächlich, dass sich die Welt ohne mich überhaupt weiterdreht. Eines ist mir sofort klar geworden: Im Nationalpark Kalkalpen herrschen Zustände wie in der verdammten Dritten Welt.

Das Hüttentelefon ist ein antikes Nokia, das nur dann funktioniert, wenn es an das Stromnetz angeschlossen und zusätzlich an einen obskuren Empfangsverstärker gekoppelt ist – und wenn einem das Schicksal hold ist. Der Empfang schwankt je nach Laune der Götter zwischen null und einem Stricherl, die Tasten klemmen, schreiben entweder gar nicht oder jede Zahl dreifach. Wenn nicht Waltraud mit ihren geübten Fingern auf die Tasten drückt, hängt sich das Gerät vollends auf und muss „für eine gute Viertelstunde ruhen“, dann kann der nächste Versuch unternommen werden. Da das Guthaben des Wertkartenhandys beinahe erschöpft ist, besteht die einzige Möglichkeit der Kontaktaufnahme zur Außenwelt darin, dass sich jemand meiner erbarmt und zurückruft. Das ist also der Preis, den ich zahle. Und ich dachte, ich hätte einen Preis *bekommen*.

Also folge ich den rot-weiß-roten Markierungen und gehe auf den Trämpl. Ich streife durch den Wald und erkenne die beim Aufstieg zur Schaumbergalm erlernten Baumarten: Buche, Bergulme, Fichte, Tanne, Eberesche. Ich untersuche die Rinde, wenn ich unsicher bin, berühre die Blätter mit meinen Fingern, vergleiche Form und Größe und komme schließlich zu einem Ergebnis, von dem ich überzeugt bin, dass es stimmen muss. Die Rangerin wäre stolz auf mich! Außerdem halte ich Ausschau nach dem Rothirsch, dem Apollofalter, der Zauneidechse und

dem Steinadler. Einen Luchs werde ich wohl nicht zu Gesicht zu bekommen, aber ich wandere in der Gewissheit, dass er mich längst gewittert hat und gelassen aus einem Versteck beobachtet. Ich sehe den Neuntöter Käfer auf einen Dorn aufspießen, komme einer jungen Kreuzotter in die Quere und erspähe ein Reh am Waldrand. Ich sammle Parasol, den mir Waltraud paniert, und pflücke Heidelbeeren, aus denen sie einen Kuchen zaubert. Ich zähle die Kühe auf dem Alpstein und erstatte Bericht in der Almhütte. Ich esse hausgemachtes Brot und selbst geräucherten Speck und vergesse langsam auf das World Wide Web.

Nach ein paar glückseligen Tagen stehe ich auf einem Berg und ziehe in einem schwachen Moment der Einsamkeit mein Smartphone aus dem Rucksack. Ich prüfe den Empfang – nichts! Ich steige auf ein Bankerl, strecke meinen Arm so weit es geht nach oben und auf einmal ist es soweit: Ich sehe ein schwaches Stricherl auf dem Display aufleuchten. Die Sonne scheint vom Himmel herab, Trompeten und Posaunen erklingen, die ganze Welt frohlockt. Mein Herz klopft und in meinem Hirn spielen die Hormone verrückt. Ich schicke ein Selfie an meine Freundin und eine kurze Info an meine Eltern. Ich beantworte eine Handvoll Mails. Ich sehe fröhliche Menschen auf Fotos. Plötzlich die Ernüchterung: War das wirklich so wichtig? Da ich der festen Meinung bin – ja, das war so wichtig –, steige ich von nun an jeden Morgen auf meinen neuen Lieblingsgipfel, den ich *Mobilnetz Mountain* taufe. Voller Vorfreude packe ich meinen Rucksack und bin jeden Tag der erste, der sich auf die Spitze wagt. In Anbetracht des Zieles machen mir die Höhenmeter nichts aus. Oben angekommen pfeife ich auf das Panorama. Mein Blick wandert nach unten und die Hände fummeln an einem Plastikteil herum, das am anderen Ende der Welt zusammengesetzt wurde. Anstatt mich an der Freiheit zu erfreuen, die das Gerät verspricht, leide ich an den Einschränkungen, die diese vermeintliche Freiheit mit sich bringt. Die Erfindung des Smartphones ist die Erfindung des autistischen Smartphonezombies. Für Genießen oder Nichtstun bleibt keine Zeit, wenn jede einzelne Sekunde genutzt wird – es

könnte sich ja in den drei Augenblicken, in denen ich vom Flug eines Schmetterlings abgelenkt war, etwas Weltbewegendes getan haben. Ist das etwa das naturnahe Leben, das ich erwartet habe? Soll ich etwa über meinen Handykonsum in der Wildnis berichten? Wen würde dieser Schwachsinn interessieren?

Ich behalte meine tägliche Wanderroutine bei und gehe immer öfter abseits der markierten Wege. Das Besondere am Nationalpark ist, dass umgefallene Baumstämme einfach liegengelassen und nicht weggeschafft werden. Hier ist der Wald kein Rohstofflieferant, sondern Lebensraum. Auch die vom Borkenkäfer befallenen Fichten werden ihrem Schicksal überlassen, denn Schädlinge dürfen nach Lust und Laune wüten. So ergibt sich ein für mich gänzlich unbekanntes Bild einer naturnahen Landschaft. Bäume liegen kreuz und quer, manche kann man der Länge nach als Brücke nutzen, andere zerbrechen bei der ersten Berührung. Ehemalige Forstraßen, die vor nicht einmal zehn Jahren aufgelassen wurden, hat sich die Natur zurückerobert, überall sprießt und blüht es, es krabbelt, knackt und zwitschert. Ich wandere durch diese urzeitliche oder postapokalyptische Landschaft und beginne genauer hinzusehen. Das Totholz ist ein Paradies für Insekten, der Adler zieht seine Kreise über einem Felsen, und eine Losung lässt auf Füchse schließen. Der blanke Schädel eines Nagetiers ruht auf einem Nest aus Moos. Ich bin jeden Tag unterwegs, gehe am *Mobilnetz Mountain* vorbei und weiter auf die nächsten Gipfel. Langsame Entwöhnung ist wirksamer als kalter Entzug. Und so merke ich gar nicht, wie ich Schritt für Schritt von meiner Sucht geheilt werde. Hier heroben kommt der Geist zur Ruhe und der geschäftige Alltag rückt in den Hintergrund. Ich werde achtsam für die kleinen Dinge, die Raupen, Würmer, Blüten und Knospen. Und wenn ich tagsüber die Wildnis im Wald erkunde, komme ich abends der Wildnis in mir selbst näher. Die Gedanken schweiften nicht mehr ab, es stellt sich ein seltsames Gefühl der Zufriedenheit ein und das Unbewusste scheint auf einmal weniger fern. Der beste Weg, Lektionen der Wildnis zu lernen, ist

nicht der, Bücher zu lesen, sondern rauszugehen und die Zivilisation hinter sich zu lassen. Heute scheint die wirkliche Welt – die Berge und Wiesen und Pflanzen und Tiere – zur Schattenwelt verkommen und hinter den komplexen, als Realität missverstandenen Schleier von Weltpolitik, Aktienkursen und digitalem Dreck zurückgetreten. Man muss aus der Matrix aussteigen, um die wahre Welt zu sehen. Sich ausloggen, das Handy ausschalten und die Augen öffnen. Ich freue mich auf die kommenden Tage in einer einsamen Selbstversorgerhütte ohne Strom, ohne Trinkwasser und ohne Waltraud. Auf der Luxusalm konnte ich mich eingewöhnen, aber bald wird sich zeigen, ob ich dem echten Almleben gewachsen bin. Schon jetzt habe ich verstanden, dass der Aufenthalt im Nationalpark Kalkalpen im wahrsten Sinn des Wortes etwas mit Enthaltung zu tun hat. Ich komme zurück zur Schaumbergalm, steige über die knarrende Treppe nach oben und bemerke mein Smartphone auf dem Boden meines Zimmers. Ich schaue aus dem Fenster und lasse meinen Blick in die Ferne schweifen.